

Der Übersetzer



Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer
literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. und der
Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Druck und Papier

Straelen
Nov./Dez. 1987
23. Jahrgang, Nr. 11/12

Wie ich meine Sprache gefunden habe

Unter diesem Thema standen die Vorträge beim 21. Esslinger Gespräch (November 1988). Wie schon im Jahr zuvor, wurde der Freitagnachmittag ausschließlich von Übersetzern bestritten.

Übersetzer und Schwaben

haben eines gemeinsam: sie treten allzu bescheiden auf. Mich trifft es heute also doppelt, denn wenn ich hier der Frage nachgehen soll, wie, wo und wann ich meine Sprache gefunden habe, muß ich nicht nur in der eigenen Vergangenheit kramen, ich muß auch noch öffentlich darüber reden. Ich werde mich also nach Möglichkeit auf den einen Aspekt beschränken, um den es uns allen hier geht: den Erwerb der Sprache, ohne die kein Übersetzen möglich wäre.

Daß mich Klaus Birkenhauer um ein Kurzreferat gebeten hat, habe ich den folgenden Umständen zuzuschreiben: ich bin mit einem Dialekt groß geworden, der von der Schriftsprache verdammt weit entfernt ist, in einer großen Familie, in der es nicht einen einzigen Akademiker gab, in recht einfachen Verhältnissen auf dem Land, wo, was Sprache und Literatur angeht, praktisch keine Anregungen von außen kamen; ins Kino durften wir nicht, das Fernsehen gab's noch nicht, und im Radio hörte nur der Vater hin und wieder Nachrichten, für uns Kinder war es tabu.

Bei meinen Überlegungen, wie ich wohl zu meiner Sprache gefunden haben mag, bin ich auf vier Phasen gekommen, vier Schübe gewissermaßen, die es mir ermöglicht haben, das Handwerk des Schreibens zu meinem Beruf zu machen.

Der erste Anstoß kam mit Sicherheit während meiner Kindheit in den vierziger Jahren: ich meine die tiefe Frömmigkeit und pietistische Bibelgläubigkeit, die in unserer Familie alles beherrschte. Da wurde viel aus der Bibel vorgelesen, Choräle wurden gesungen, vor und nach dem Essen wurde gebetet – das alles machte wohl die erste Begegnung mit der Schriftsprache aus. Natürlich boten diese Tischgebete keine aufwühlende Lyrik, sondern hatten eher etwas Formelhaftes, sonst könnte ich mich nicht heute noch an diese Zwei- und Vierzeiler erinnern. Entscheidend ist hier aber, daß sie von der bei uns gesprochenen Mundart weit entfernt waren. Nur ein kleines Beispiel:

Herr, wir gehen zu dem Essen,
Laß uns nimmermehr vergessen,
Daß wir alle diese Gaben
Deiner Huld zu danken haben.

„Huld“, könnte ich mir denken, war so ein interessantes neues Wort für mich, oder „nimmermehr“ anstelle von „nie“. Aber Beispiele erübrigen sich eigentlich, da ich dann anfang, die ganze Bibel zu verschlingen. Ich hab zwar, wenn ich mich recht erinnere, nur das Alte Testament geschafft – ist ja auch viel interessanter –, aber ich bin mir heute im Rückblick sicher, daß diese Lektüre sowohl für den Spracherwerb als auch für die Erweiterung der Phantasie ungeheuer wichtig war.

Sonst gab's für uns fünf Kinder vor allem Bücher mit Märchen und Sagen (an den Bücherschrank meines Vaters geriet ich erst wesentlich später). Wie sehr mich diese Geschichten beeindruckt haben, könnte ich normalerweise heute nicht mehr

sagen. Aber ich hab mit neun Jahren plötzlich angefangen, mit Begeisterung zu dichten und zu schreiben und bei allen möglichen und unmöglichen Anlässen die ganze große Verwandtschaft mit meinen Werken zu beschenken. Das meiste haben die Leute natürlich weggeworfen, aber eine liebe Tante von mir hat alle ihre Geschenke aufbewahrt und mir vor kurzem wiedergegeben, und da stellte ich zu meiner Verblüffung fest, daß ich damals sowohl schwäbische als auch „hochdeutsche“ Gedichte gebastelt habe. Und in einem Schreibheft mit dem stolzen Titel „Märchen und Erzählungen von Hans Hermann“ habe ich eine kleine Geschichte gefunden, die ich ganz gerne vorlesen möchte, weil sie den Einfluß der Grimmschen Märchen schön verdeutlicht.

Fachleute würden von einer ätiologischen Volkssage sprechen, denn hier wird ein Flurname erklärt. Es geht um das „Tiefental“, eine Schlucht, die wir als Kinder oft aufgesucht haben. Die Überschrift lautet allerdings „Die Veilchen“.

Wir trauern um
Eva Bornemann
Redakteurin des „Übersetzers“ von 1965 bis 1984

Es blühte einmal ein Veilchen in einem Wald, in gutem und auch in schlechtem Wetter. Es hatte eine Mutter, die wuchs neben ihm auf. Als einmal eine Ziege durch den Wald sprang und sah, daß nirgends ein Blättchen zu finden war, wollte sie die zwei Veilchen fressen. Als sie gerade anbeißen wollte, kam ein Sturm und riß ein Blatt vom Baume. Es fiel gerade auf die 2 Veilchen, so daß die Ziege sie nicht mehr sehen konnte und das große Blatt auffraß. Das Blatt war so groß, daß es die Ziege völlig sättigte. Die Veilchen waren froh, als die Ziege fortging. Doch es dauerte nicht lange, da kam ein Mädchen und suchte sich Blumen. Da sah sie die Veilchen. Sie machte sich eifrig daran, die Blumen zu pflücken. Als sie eben zugriff und die Mutter abbrehen wollte, kam ein großer Hirsch dahersprungen. Das Mädchen ließ die Veilchen in Ruhe und sprang davon. Es trug sich zu, daß einmal ein Riese in den Wald kam. Er achtete die Veilchen nicht und zertrat die lieblichen, blauen Blumen. Das Veilchenkind hieß: Tiefen, und die Mutter: Tal. Drum wird dieser Platz genannt, an dem die Veilchen ihr Ende fanden: Tiefental.

Soviel zu den ersten Schreibversuchen. Gewiß, sie liegen sehr weit zurück, aber ich glaube schon, daß sie mir wesentlich geholfen haben, zwischen der gesprochenen und der geschriebenen Sprache unterscheiden zu lernen.

Nun aber weiter zum zweiten Schub in dieser Sprachentwicklung. Mit vierzehn Jahren wurde ich auf ein Internat geschickt, ein Evangelisch-Theologisches Seminar, das nichts anderes war als ein stark christlich ausgerichtetes humanistisches Gymnasium. Es war ein großer Einschnitt in meinem Leben, denn zum

erstenmal hatte ich Leute um mich, die anders redeten als ich. Es gab dort zwar nur Württemberger, aber was war das doch für eine Vielfalt an Dialekten! Mein Äbler-Schwäbisch wurde nun stark relativiert, war nicht mehr das ein und alles.

Noch wichtiger war aber wohl der Griechisch-Unterricht, jeden Morgen die erste Stunde, sechsmal die Woche, vier Jahre lang. Daß es da beispielsweise neben dem Konjunktiv auch noch einen Optativ gab, daß es da eine ganz eigene Vergangenheitsform namens „Aorist“ gab – das waren schon irre Erkenntnisse, die uns auch die deutsche Sprache in einem ganz neuen Licht zeigten.

Auch der Weg zum großen Latinum war für mich wohl ein Weg zur deutschen Sprache. Wie sollte man beispielsweise „virtus“ übersetzen? Der gute Studienrat machte klar, daß darin zum einen „Tugend“ und zum anderen „Zucht“ stecke, und daß man im Deutschen eigentlich „Tucht“ sagen müsse. Natürlich durften wir das in keiner Klassenarbeit schreiben, aber diese hübsche Wortbildung „Tucht“ ist mir bis heute in Erinnerung geblieben.

Daß wir im Unterricht viele der alten Klassiker lesen und übersetzen mußten, führte unter anderem zu der Erkenntnis, daß hinter einer Sprache immer eine ganze Welt steckt, daß zwei Sprachen nie deckungsgleich sind, daß ein Lexikon zum Übersetzen noch lange nicht ausreicht. Im Englischunterricht ist mir das damals lange nicht so deutlich geworden.

Auf den damaligen Deutschunterricht will ich hier nicht näher eingehen, obwohl der auch eine Menge bewegt haben mag. Nur: ich kann mich nicht daran erinnern. Etwas anderes hat sich da viel stärker eingeprägt: Damals, 1952 oder 53, kamen die ersten Paperbacks von rororo, und ein paar clevere Klassenkameraden kamen auf die Idee, einen privaten Verleih aufzumachen. Für 10 Pfennig war man dabei, und der Bestand wurde ständig erweitert. So lernte ich Camus und Sartre und Fallada und so weiter kennen. Das alles war meilenweit von jedem Deutschunterricht entfernt und hinterließ gewaltigen Eindruck.

Ich komme zum dritten und wahrscheinlich ausschlaggebenden Schritt auf dem Weg zum Schreiben. Ich rede von den ersten Germanistiksemestern, und zwar nicht so sehr von den Seminaren und Vorlesungen, sondern von den langen, freiwillig in der Bibliothek verbrachten Stunden, von all den Entdeckungen, die da zu machen waren. Eine ganz bestimmte Art von Lyrik war absolut neu für mich und rückte alles andere für längere Zeit weit in den Hintergrund. Ich meine Dada und den Expressionismus. Es war weit mehr als eine Entdeckung. Es war eine Offenbarung. Sicher lag das auch an der Zeit, Mitte der fünfziger Jahre, und daran, daß in meiner Schulzeit das 20. Jahrhundert praktisch ausgespart worden war. Wie auch immer, Kurt Schwitters und Hugo Ball, August Stramm und Jakob van Hoddis – was ich da las, haute mich um. Für mich bedeutete das alles eine unerhörte Ausweitung der Möglichkeiten im Umgang mit der deutschen Sprache.

Die von Gottfried Benn herausgegebene Sammlung *Lyrik des expressionistischen Jahrzehnts* wurde für mich so etwas wie eine zweite Bibel. Immer wieder war es August Stramm, dessen Zeilen mich faszinierten und von denen mir manche jahrzehntelang nicht mehr aus dem Kopf gingen. „Nacht grant Glas“ etwa, oder: „Die schlafe Erde armt den nackten Himmel“, oder: „Hoch flimmt der Stern, die Pappel hängt herauf“. Wenn ich ein kleines Gedicht von Stramm im Zusammenhang lese, verstehen Sie vielleicht besser, was ich meine. Er nennt es „Sturmangriff“:

Aus allen Winkeln gellen Fürchte Wollen
kreisch
peitscht
das Leben
vor
sich
her
den keuchen Tod
die Himmel fetzen
blinde schlächtert wildum das Entsetzen.

Natürlich hab ich damals – mit dreißig, vierzig Jahren Verspätung – eigene expressionistische Schreibversuche gemacht, dabei auch gemerkt, daß es gar nicht so einfach ist, aber das möchte ich jetzt lieber nicht vertiefen. Worauf es mir hier ankommt, ist allein, daß ich damals im Schreiben einen großen Schritt weitergekommen bin. Ich wurde im Umgang mit dem Rohmaterial Sprache souveräner, frecher, und das alles war auch noch mit viel Lustgewinn verbunden.

Einen weiteren Schub gab dann sicher noch mein erster USA-Aufenthalt im Jahr 59. Ich mußte ordnungsgemäß einwandern, um mir als Bauhilfsarbeiter legal die Brötchen verdienen zu können. Ein Jahr lang traf ich keinen Menschen, mit dem ich hätte deutsch reden können. So beschränkten sich meine Deutsch-Kontakte in dieser Zeit auf das Lesen und Schreiben. In endlos langen Briefen versuchte ich die überwältigenden Eindrücke zu schildern, die von allen Seiten auf mich einstürmten. Ich glaube schon, daß ich auch in der Zeit erheblich profitiert habe, denn es ging ja darum, die so durch und durch amerikanischen Sinneswahrnehmungen in eine ganz andere Sprache zu übertragen und Leuten nahezubringen, die zu Hause in einer total anderen Welt lebten.

Sicher ist damit nicht erschöpfend erklärt, wie ich zu meiner Sprache gefunden habe. Das kann schon deshalb nicht sein, weil allzu vieles bei diesem Prozeß im Unbewußten abläuft. Wie gesagt, *bewußt* sind mir vor allem vier prägende Phasen. Sie seien abschließend noch einmal in Kurzfassung genannt:

1. Die sehr behütete, abgeschottete, pietistische Kindheit in den vierziger Jahren, wo sich das Lesen im wesentlichen auf die Luther-Bibel und Grimms Märchen beschränkte.
2. Die Zeit im Internat mit dem intensiven Griechisch- und Latein-Unterricht und den ersten rororo-Bändchen.
3. Die Entdeckung der Dadaisten und Expressionisten mit den Wahnsinns-Zeilen von August Stramm.
4. Der erste USA-Aufenthalt und die schriftliche Auseinandersetzung mit den vielfältigen Eindrücken. **Hans Hermann**

Eine europäische Familiengeschichte

Wie ich meine Sprache gefunden habe? Um diese Frage zu beantworten, ist es unerlässlich, ein kleines Stück Familiengeschichte voranzuschicken.

Mein Vater stammte aus einer Arbeiterfamilie, die um die Jahrhundertwende aus Schlesien nach Güns, heute Köszeg, übersiedelte, ein kleines Städtchen etwa 100 km südlich von Wien. Als die österreichisch-ungarische Monarchie nach 1918 zerfiel, kam Güns zu Ungarn. Nun war es damals in Köszeg nicht nötig, Ungarisch zu sprechen, jedermann verstand und sprach Deutsch, wenn auch in einer Variante, die dort „Bohnenzüchterdeutsch“ genannt wird. Und da meine Großmutter jüdischer Abstammung war, mischten sich auch viele jiddische Ausdrücke in die Familiensprache. Wörter wie „acheln“ (hastig essen) oder „klären“ (für nachdenken) sind mir aus frühester Kindheit vertraut.

Meine Mutter hingegen stammte aus einer eher ungarischen Familie, jedenfalls tauchen mehr ungarische als österreichische Namen unter ihren Vorfahren auf. Sie sprach ein sehr gepflegtes Ungarisch und das schon erwähnte „Bohnenzüchterdeutsch“ mit schwerem ungarischem Zungenschlag, wobei sie zeitlebens mit Präpositionen und Artikeln recht unbekümmert umging. Noch heute muß ich manchmal überlegen, ob es der oder das Teller, der oder das Buch heißt, so haben sich mir ihre Redewendungen eingeprägt.

Mein Vater studierte in Holland, lernte akzentfrei Niederländisch und blieb nach dem Studium als Textilchemiker in den Niederlanden. Als er nach mehreren Jahren seine Familie in Köszeg besuchte, lernte er meine Mutter kennen und heiratete sie. Ein Jahr später wurde ich in Holland geboren.

Vermutlich hat meine Mutter in meiner ganz frühen Kindheit Ungarisch zu mir gesprochen, vermutlich auch wurden mir

etwas später deutsche Märchen vorgelesen und erzählt, aber erinnern kann ich mich nicht daran. Sicherlich wurde bei Tisch und bei sonntäglichen Spaziergängen Deutsch gesprochen, und wenn ich gefragt wurde, dürfte ich deutsch geantwortet haben, aber auch davon weiß ich nichts mehr. Zumal Kinder damals noch zu schweigen hatten, wenn Erwachsene redeten.

Meine erste deutliche sprachliche Erinnerung verbindet sich mit Mien, unserem Dienstmädchen. Ich sitze zwischen Küchenschrank und Küchentisch auf einem Hocker, die Absätze in die Querstreben zwischen den Hockerbeinen gehängt, und singe mit Mien holländische Kinderlieder. Manchmal darf ich hinten auf dem Rad mitfahren, wenn Mien in ihr Heimatdörfchen fährt, und auf dem Bauernhof mit ihr in einem Alkoven übernachten. Ich habe Freundinnen und muß, als ich mit sechs zur Schule kam, besser Holländisch als Deutsch gesprochen haben. Mit acht bekam ich mein erstes Fahrrad und durfte meinen Vater auf Radausflügen begleiten, und dabei haben wir, das weiß ich ganz sicher, Holländisch miteinander gesprochen.

Ich begann zu lesen. Nach und nach bekam ich alle Bände mit den Geschichten von Puk en Muk en Moortje geschenkt, drei Zwergen, von denen einer schwarz war. Und da mich Puppen langweilten und ich lieber mit Jungen herumtobte, fiel mir eines Tages der Winnetou, ins Niederländische übersetzt, in die Hände. Auch die sechs Bände mit Hadschi Halef Omar konnte ich niederländisch lesen. Mehr gab es nicht. Bis ich bei einem älteren Herrn in der Nachbarschaft, einem Juden deutscher Herkunft, einen ganzen Schrank voll grüner Bändchen entdeckte, deutsche Bücher in Frakturschrift. Herr Mayer besaß alle Karl-May-Bücher, und ich durfte sie ausleihen, als er merkte, daß ich sie sorgsam behandelte. Das war mein erstes bewußtes Erleben der deutschen Sprache. In den folgenden beiden Jahren habe ich außer Karl May auch Friedrich Gerstäcker und andere deutsche Abenteuerromane gelesen.

Mein Vater hatte es lange verstanden, seine halbjüdische Abkunft zu verheimlichen. 1943 wurde er von niederländischen Freunden gewarnt, und wir mußten Holland verlassen. Bei Bauern in Südmähren, Verwandten jener holländischen Freunde, fanden wir bis Kriegsende Unterschlupf. Zwei Jahre lang konnte ich nicht zur Schule gehen, und zu lesen gab es nur, was der Pfarrer des Dörfchens an deutschen Büchern besaß. Darunter Lichtenbergs Aphorismen, je fünf Bände Goethe und Schiller sowie einige Bücher von Hans Dominik und Karl Aloys Schenzlinger. Ich verschlang sie alle.

Nach Kriegsende lebten wir kurze Zeit in einem Dorf in Österreich. 1947 besuchten wir die Verwandten in Ungarn. Einreisen durften wir ohne weiteres, ausreisen nicht mehr. Mein Vater war Chemiker, und Fachleute waren im Ostblock gefragt. Hier konnte ich endlich wieder statt gelegentlicher Dorfschulen ein Gymnasium besuchen, war aber hinter meinen Altersgenossen um mehrere Jahre zurückgeblieben. Außerdem konnte ich kein Wort Ungarisch. Aber mit 14 lernt man noch leicht, in zwei Jahren holte ich vier Klassen nach und stand kurz vor dem Abitur, als 1951 in Ungarn die Verordnung erlassen wurde, nur Arbeiter- und Bauernkinder hätten das Recht zu studieren. Wer sogenannte intellektuelle Eltern hatte, mußte die Schule verlassen. Ich fand Arbeit in dem Betrieb, in dem auch mein Vater arbeitete, und begann zu schreiben: Gedichte, Kurzerzählungen, Beiträge für eine Zeitschrift, später auch Funkerzählungen. Von 1953 bis 1956 war ich Mitglied des ungarischen Schriftstellerverbandes.

Damals übersetzte ich auch ziemlich viel aus dem Deutschen ins Ungarische. Und dann kam, was man in Ungarn lange Jahre die „Ereignisse von 1956“ nannte und heute als Aufstand anerkennt. Der Aufstand wurde niedergeschlagen und wir, mein Mann und ich, emigrierten in die Bundesrepublik. Diesmal ging ich recht zuversichtlich in die Fremde, denn ich konnte ja Deutsch. Glaubte ich zumindest. Ich versuchte es mit Schreiben, mit Übersetzungen, aber nach einer Reihe von Fehlschlägen gab ich zunächst mal auf.

Zuerst arbeitete ich in Böblingen in einer Wäscherei, wo ich dem schwäbischen Volk „aufs Maul schauen“ konnte und mich

nebenbei in Kursen als Tabelliererin an IBM-Maschinen ausbilden ließ. Als ich meinen Job an der Tabelliermaschine hatte, holte ich in einer Abendschule das Abitur nach, und endlich, nach 13 Jahren in der Bundesrepublik, wagte ich es, mich um eine Übersetzung bei Goldmann zu bemühen. Diesmal klappte es. Und damit begann meine Übersetzerlaufbahn.

Maria Csollány

Die Landschaft meiner Kindheit

Das Haus meiner frühen Kindheit steht in Stockholm, Villagatan 3, einer ruhigen Straße in der Innenstadt, die in den Humlegården-Park mündet. Es ist ein freistehendes, herrschaftliches Haus, wir – das heißt, meine Mutter, meine drei Geschwister und ich – sind hier in die weitläufige Wohnung meiner Tante Eva eingezogen. Eine Treppe führt zum Hochparterre hinauf. Über den steinernen Stufen wölbt sich eine Stuckdecke, sie ist in kleine Quadrate unterteilt, die jeweils in der Mitte einen Stern tragen. Unter diesem Firmament gehen wir aus und ein, und auch ich lerne mit der Zeit, allein die Stufen emporzuklettern. Meine erste Sprache ist das Schwedische, die Sprache meiner Mutter, für mich die Sprache der Verbundenheit und Zärtlichkeit, aber auch die der Wut und der Angst. Es ist die Sprache der ursprünglichen Gefühle. Noch heute erscheinen mir viele Ausdrücke aus dem Bereich der sinnlichen Wahrnehmung, des Schmeckens, Riechens und Tastens, auf schwedisch anschaulicher und sprechender als auf deutsch. Das Anfassen und Begreifen ist noch eins mit dem Begriff. „Druvor“ ist süßer als „Trauben“, „rötter“ ist zäher und eingewachsener als „Wurzeln“, kein Gras kann so weich sein wie „lent gräs“. Andererseits kann aber auch kein Brei so scheußlich sein wie „gröt“ und kein Kartoffelkloß so unbezwinglich wie „kroppkaka“. Ich bin ein nachgeborenes Kind, viel jünger als meine Schwester und meine beiden Brüder, und auch dafür gibt es einen Ausdruck: „skrapbulle.“ Wörtlich heißt das „zusammengekratztes Brötchen“, also das, was man aus den letzten Teigresten auf dem Backtisch macht. Ich heiße damals einfach nur „Lillan“, die Kleine, und meine Mutter ist „Mor“.

Wie so viele Frauen ihrer Generation sah sich meine Mutter im Krieg plötzlich vor die Situation gestellt, alle Lebensentscheidungen allein zu treffen, für sich und ihre Kinder, von denen ich als viertes auf der Flucht geboren bin. Als schwedische Staatsbürgerin hatte sie kurz vor Kriegsende die Möglichkeit, mit der Bernadotte-Aktion nach Schweden auszureisen. Mein Vater war im Krieg verschollen, sie hoffte auf die Hilfe ihrer schwedischen Verwandten. So kamen wir nach Stockholm in die Villagatan 3. Sie fand Arbeit in ihrem früheren Beruf als Lehrerin.

Die wichtigste erwachsene Person neben meiner Mutter wird für mich Tante Eva. Sie ist sechzig, als sie uns bei sich aufnimmt, unverheiratet, berufstätig. Seit ihrem fünfundzwanzigsten Jahr lebt sie in dieser Wohnung, letztes Überbleibsel einer großen Familie, zusammen mit ihrer Haushälterin Olga. Keiner würde sie je anders anreden als in der dritten Person. Noch nie hat sie kleine Kinder um sich gehabt, doch sie schließt uns ins Herz, vor allem mich, die als Neugeborenes zu ihr kommt. Unser Umgang ist nach festen Regeln geordnet: Wir essen alle zusammen in dem großen Speisezimmer, das den hinteren, von uns bewohnten Trakt von Evas Räumen trennt. Bei jeder Mahlzeit warte ich gespannt auf das Ritual, mit dem Olga durch ein Klingelzeichen aus der Küche herbeigerufen wird. Die Klingel hängt an einer Schnur von der Deckenlampe herab, genau über der Mitte des Tisches. Um sie fassen zu können, tippt Tante Eva sie zuerst an, so daß die Klingel ausschwingt, und beim Zurückpendeln fliegt sie ihr wie von selbst in die Hand.

Jeden Abend werde ich zum Gute-Nacht-Sagen in ihren Salon gebracht. Der Teppich ist weich und dick, angenehm zum Herumkriechen. Als ich etwas älter bin, breitet Tante Eva ihre Zeitung auf dem Boden aus, damit ich die Comics anschauen kann. Es ist „Svenska Dagbladet“, die konservative von den beiden gro-

Ben Tageszeitungen. Aber das Schönste und Merkwürdigste im Salon ist ein Kristallüster, in dem sich vormittags die Sonne bricht und funkelnde kleine Regenbögen an Wände und Decken wirft.

Tant Eva hat eine starke Autorität, meine Geschwister fürchten ihre Strenge, ich aber spüre vor allem ihre Güte und rede sie als einziger Mensch distanzlos mit „du“ an. Ich kann noch hören, wie sie mit ihrer tiefen Altstimme und dem schnarrenden R der feinen Stockholmer Gesellschaft sagt: „Komm hit, rara lilla Nuffs“ – „Komm her, liebe kleine Nuffs.“ Nuffs war ihr spezieller Kosenamen für mich, er verschwand mit ihr. Auch „Lillan“ verschwindet später irgendwann, als mein Vater entscheidet: „Jetzt bist du nicht mehr klein, jetzt heißt du Verena.“

Als mein Vater aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrt und uns wieder zu sich holt, in einen kleinen Ort in Süddeutschland, bin ich knapp vier Jahre alt, spreche ausschließlich Schwedisch und begreife nicht, was mit mir geschieht. Seiner Ankunft in Stockholm geht eine große Aufregung voraus, ständig reden alle von diesem Mann, den ich nicht kenne. Wir schicken ihm als ersten Gruß eine von uns besprochene Schallplatte, ich singe darauf sehr kläglich das Lied vom weißen Lamm: „Bäh, bäh, vita lamm.“

An dem großen Tag nimmt meine Mutter mich als einzige Person mit zum Bahnhof. Als sie meinen Vater aussteigen sieht, stürzt sie in seine Arme, ohne zu merken, daß sie mich auf dem Bahnsteig in eine Schneewehe gestoßen hat. Von da an verfolge ich meinen Vater mit heftiger Eifersucht, diesen Fremden, der mir meine Mutter wegnimmt und dem sie erlaubt, über uns zu bestimmen. Außerdem reden die beiden miteinander in einer Sprache, die ich nicht verstehe. Das ist meine erste Begegnung mit dem Deutschen. Ich suche verzweifelt nach einem Ausweg aus diesem Leid und bin sogar bereit, Tant Eva zu opfern. Ich schlage vor, er soll sie heiraten. „Eva är ju också en Vera“ – „Eva ist doch auch eine Vera“, erkläre ich. Vera ist der Name meiner Mutter und damit der ursprüngliche Name für alle Frauen. Doch alle Versuche scheitern. Wir verlassen unser Heim in der Villagatan, verlassen Tant Eva und beziehen ein paar kleine Zimmer in einem riesigen alten Kurhaus in Süddeutschland. Lange, düstere Korridore, belegt mit dunkelgrünem Linoleum, in denen die Kurgäste in Bademänteln entlangwandern. Über allem schwebt der faulige Geruch nach Schwefel von den Heilquellen. Gegessen wird im großen Speisesaal, und von nun an führt meine Familie mehr oder weniger ein Leben in der Öffentlichkeit. Von uns Kindern wird verlangt, daß wir uns vorbildlich benehmen. Ich merke, daß ich mit anderen Augen betrachtet werde. Irgend etwas Lastendes senkt sich herab, dem nicht zu entrinnen ist. Ich bin nicht mehr die Lillan meiner Mutter oder die kleine Nuffs meiner Tante, sondern werde zur Tochter meines Vaters: Verena.

Zu allem Unglück erkrankt meine Mutter gleich nach der Übersiedlung an Scharlach und verschwindet für ein Vierteljahr in der Isolierstation eines Krankenhauses. Mein Vater muß sich allein um uns vier Kinder kümmern. Nach all diesen Jahren müssen wir ihm fremd sein, und er spricht mit uns in einer Sprache, die mir fremd ist. Er beherrscht zwar das Schwedische, aber aus pädagogischen Gründen spricht er Deutsch mit uns. Für meine Geschwister ist es schwer, sich an den schwäbischen Dialekt in der Schule zu gewöhnen, und sie berichten verstört, daß die Schüler vom Lehrer geprügelt werden. Ich weigere mich beharrlich, in den Kindergarten zu gehen, Spielgefährten gibt es genug im Umkreis des Kurhauses.

Ich lerne die Sprache meines Vaters. Deutsch ist die Sprache der Neuordnung meiner Welt. Mit der Vatersprache beginnt die Abstraktion, wird mir die Sprache als Sprache bewußt. Ich stehe am Fenster und sehe hinaus, vier Jahre alt, unten steht ein Junge, Andreas, zeigt auf einen Baum und wiederholt eindringlich: „Das heißt Baum, Verena, Baum.“ Bis dahin war „Baum“ eins mit „trääd“. Jetzt bricht die Einheit auseinander, der Baum hat eine Bezeichnung bekommen.

Mit dem Heraustreten aus der ersten, der Sprache meiner Mutter, ging etwas unwiederbringlich verloren. Etwas, das jedem

Kind verlorengeht, wenn es den mütterlichen Kreis verläßt, um in die väterliche Welt einzutreten. Nur daß ich diesen Übergang durch den Wechsel zwischen den Ländern und den Sprachen genau datieren kann.

Ich stelle mir vor, daß die Begegnung mit der neuen Sprache zuerst bedrohlich und verletzend war. Etwas Fremdes, Unbegreifliches drang in meine Welt ein. Mein Vater war ein mächtiger Mann, der sich mit meiner Mutter über meinen Kopf hinweg in einer Geheimsprache verständigte. Unser bisheriges Familiengefüge geriet durcheinander. Die Symbiose zerbrach endgültig. Alles, was bisher sicher und selbstverständlich erschien, wurde in Frage gestellt. Ich denke mir, es muß für mich lebenswichtig gewesen sein, möglichst rasch die Sprache meines Vaters zu erobern.

Er selbst war nicht zuletzt ein passionierter Lehrer, ein Mensch, der Sprache liebte und mit ihren Möglichkeiten spielte. Ich hatte das Glück, in der Dorfschule einen originellen alten Lehrer zu haben, der uns das Alphabet mit Hilfe einer selbsterfundenen Zeichensprache beibrachte. Mein Vater nahm dieses Spiel begeistert auf, und bei Tisch verständigten wir uns gern mit diesen stummen Zeichen. S-A-L-Z, gib mir das Salz, Verena. Später hat mir mein Vater seine Sprache durch seine Lieblingsschriftsteller nahegebracht, aus deren Werken er uns Sonntag für Sonntag vorlas, dem „Zauberberg“ vor allen anderen Büchern. Und er hat mich unermüdlich und leidenschaftlich gerügt, wenn ich seine Sprache nachlässig behandelte. Er zog das „Ohnehin“ dem „Sowieso“ vor, und bestimmte Wörter kann ich noch heute nicht benutzen, ohne an ihn zu denken. Die Stellen, die er beim sonntäglichen Vorlesen unterschlug – ich merkte es immer, wie geschickt er es auch überspielte – habe ich dann heimlich nachgelesen. So begann meine Liebesgeschichte mit der deutschen Sprache.

Mit dem Schwedischen habe ich nie kämpfen müssen, als auferlegter Disziplin in einer Schule, für mich gab es keine Diktate, Pflichtaufsätze, kein Auflisten der Rechtschreibfehler. Lesen und Schreiben lernte ich in deutschen Schulen, das Schwedische sprach zu mir aus Bilderbüchern, Märchen, Briefen von Tant Eva, das Buchstabieren ergab sich von selbst mit der Zeit. Mit meiner Mutter habe ich später oft Schwedisch geredet, das tue ich heute noch in Augenblicken der Vertrautheit. Beim Aufwachen habe ich manchmal einen schwedischen Satz aus einem Traum auf der Zunge, und in Momenten von Zorn oder großer Erleichterung und Dankbarkeit steigen Wörter und Satzketten auf schwedisch in mir hoch. Das kann dann so klingen: „Jävla förbannade skitstöver“ – ungefähr: „Blöder alter Stinkstiefel“. Oder, im umgekehrten Fall: „Gudske lov“, „Tack och lov“, „Så underbart, så roligt“ – „Dem Himmel sei Dank“.

Es gibt schwedische Ausdrücke und Wendungen, die mir – obwohl scheinbar alltäglich und selbstverständlich – schwer übersetzbar scheinen, weil sie mit einer bestimmten Bedeutung aufgeladen sind. Zum Beispiel: „Glänta på dörren“ – „die Tür einen Spalt weit öffnen“. „Glänta“, das Verb, gibt es auch als Substantiv, und da bedeutet es „schmale Waldlichtung“. So kommt noch etwas hinzu, etwas Hintergründiges, Verborgenes. Zu der ganzen Situation gehört jemand, der hinter der Tür steht und hinausspäht. Man könnte etwas völlig Überraschendes entdecken. Ingmar Bergman, der sich eine Tür zur Kindheit offengehalten hat, zeigt in „Wilde Erdbeeren“ genau dieses Spähen auf eine Waldlichtung.

Nach meinem ersten abrupten Abschied von Schweden habe ich oft so dagestanden und versucht, in den Wald meiner frühen Kindheit hineinzu spähen. Das Land, aus dem ich kam, gab mir in den Augen der deutschen Kinder etwas Besonderes, Geheimnisvolles. Mein Lieblingsmärchen war natürlich das von der verwunschenen Prinzessin, die in der Fremde bleiben muß, weil jemand ihr Schwanengewand gestohlen hat, ohne das sie nicht zurückfliegen kann in ihr Land. Meine Geschwister und ich waren als Spielgefährten begehrt, weil wir als einzige noch eine andere Sprache besaßen. Die Aura des Andersartigen blieb noch lange bestehen, als Zufluchtsort für die Phantasie, aber sie trennte auch und schuf Abstand.

Wie übersetzt man den Unterschied von gesprochener und geschriebener Sprache? Wer im Deutschen „ne“ statt „eine“ und „nich“ statt „nicht“ schreibt, schreibt nicht gesprochene, sondern Umgangssprache oder Slang. Im Tamil hingegen besteht ein so großer Unterschied zwischen gesprochenem und geschriebenem Idiom, daß diese praktisch als zwei verschiedene „Sprachen“ gelten können, wobei aber jeder, vom Professor bis zum Straßenkehrer, diese „Sprechsprache“ spricht. Es handelt sich nicht um Verschleifungen des literarischen Idioms im gesprochenen Wort, die in jeder Sprache vorkommen und wobei das geschriebene Wort problemlos rekonstruierbar ist, sondern um eine andere Sprache, deren geschriebene Form nur mit großer Erfahrung und nach Kenntnis der bis jetzt nirgendwo niedergelegten Regeln herausgefunden werden kann. Dies ist also keine Umgangssprache, sondern eine Diglossie, die die Übersetzung erheblich erschwert. Umgangssprache fängt erst auf einer weiteren Sprachebene an und beinhaltet Kasten-, Berufs- und regionale Dialekte. **Dagmar Hellmann-Rajanayagam**

Auch dieses Zitat stammt aus:
Übersetzer-Kuriere des Geistes
 (siehe letzte Seite von Heft 3-4/1987).

Der Wechsel zwischen den Sprachen hatte außerdem zur Folge, daß ich alles sehr wörtlich nahm. An bestimmte Episoden erinnere ich mich sehr genau, weil die anderen das manchmal komisch fanden. In den sogenannten „Familienbüchern“, einer von meinem Vater sorgfältig geführten Chronik, entdecke ich eines Tages ein Bild von meiner Mutter als junger Frau, unter das mein Vater die schwedischen Worte geschrieben hat: „Mörk är min brud“ – „Dunkel ist meine Braut.“ Nachdem ich lange über diesen rätselhaften Satz nachgegrübelt habe, frage ich zaghaft meinen Bruder, was das wohl bedeuten mag. Daraufhin erklärt er lachend, unsere Mutter habe eben schwarze Haare, was denn sonst. Viel später finde ich diesen Satz als Zeile in dem schwermütigen Gedicht von Erik Axel Karlfeldt „Sub luna“. Und da ist nicht nur die Braut dunkel, sondern das ganze Leben: „Mörkt är mitt liv.“

Lars Gustafsson, der immer wieder – „Wir fangen noch einmal an, wir geben nicht auf“ – zur sinnlichen Sprach-Erfahrung der Kindheit zurückkehrt, schreibt: „Landschaften gibt es beliebig viele, aber am Ende sind es stets Landschaften (auch im historischen Sinn), mit denen jeder Mensch sein internes System von Erkenntnissen organisiert. Die Landschaft der Eltern und der Kindheit liefert die Koordination der Sprache. (Irgendein Brot liefert den ursprünglichen Sinn der Vokabel ‚Brot‘).“

Durch die Landschaft meiner Kindheit geht ein Riß. Irgend etwas bricht ab. Das scheinbar gesicherte Kontinuum der Sprache treibt auseinander wie Eisschollen. Das Kind steht am Ufer und sieht, daß das Eis nicht mehr trägt, die Bruchstücke sind unzuverlässig, sie haben keinen festen Halt und verschwinden. Das Kind begreift nicht wirklich, was geschieht, es empfindet nur Verwirrung und Angst. Es könnte ja sein, daß es sich dringend verständlich machen muß, und daß keiner es versteht, wie laut es auch schreit.

Die täglich sich ausbreitende Landkarte der Wörter, mit ihren Grenzmarkierungen, den weißen Flecken, den grünen Inseln, den Flüssen und Bergen, dieser ganze Kontinent bricht auseinander. Die gesamte Sprachlandschaft verändert sich für immer. Das Kind lernt, daß es andere Sprachsysteme gibt, andere Möglichkeiten, seine Erfahrungen in Wortmuster zu ordnen. Es merkt außerdem, daß man bestimmte Mitteilungen in einer anderen Sprache verschlüsseln kann, die nur den Eingeweihten zugänglich ist. Es beginnt, diese Erkenntnisse zu benutzen. Die Sprache hat ihre Unschuld verloren. Die Landschaft der ersten Kindheit gleitet zurück in den Raum der Erinnerung, kapselt

sich ab, schrumpft zur Miniatur im Plexiglasgehäuse, über der man den Schnee aufschütteln kann.

Schweden zieht sich zurück wie ein großes Tier in den Winterschlaf. Wiederbelebt jedes Frühjahr, wenn ein Geburtstagspaket von Tant Eva eintrifft. Immer ist etwas Wohlschmeckendes darin, und es läßt in der kargen Nachkriegszeit die Stockholmer Jahre als unendlich luxuriös erscheinen: die grüne Marzipantorte aus der Konditorei um die Ecke von Villegatan, Karlabageriet in der Sturegatan, mit ihrem Spezialversand. Oder Süßigkeiten aus Augusta Janssons Karamellfabrik, die in einem kleinen holzgetäfelten Laden unterhalb vom Humlegården-Park von zwei alten Damen in Spitzenschürzen verkauft werden. Kein Kind wird je diese Pracht vergessen: ein Glasgefäß neben dem anderen mit den rot-weiß-gestreiften Pfefferminzstangen, genannt „Polkagrisar“, den harten, kissenförmigen Bonbons mit metallisch grün und blau schillerndem Überzug, dem Lakritzsortiment mit seinen grellfarbigen Schichten, den Geleehimbeeren, den bunten Schokoladenlinsen, die wir nur „Eva-Karameller“ nennen. Übrigens sind mir sowohl Karlabageriet als auch Augusta Janssons Bonbonladen in den Romanen schwedischer Autoren wiederbegegnet.

Es ist das Schlaraffenland, das verlorene Paradies, die gläserne, unzerstörbare Landschaft, in die ich in der Phantasie zurückkehren kann, wann immer ich will. In der Realität fahre ich fast jedes Jahr in den Ferien dorthin, zusammen mit meinen Eltern. Dann leben wir meist am See Rälängen in Småland, bei Freunden, die ein kleines Gutshaus als Pension betreiben. Hier haben wir auch die ersten Sommer meines Lebens verbracht, wir Kinder allein mit meiner Mutter. Der warme Sandstrand ist derselbe, und auch das morsche Umkleidehäuschen und der Holzrahmen, der als Schwimmbecken für die Kleinsten dient. Nun ist es mein Vater, der mir das Schwimmen beibringt, dann das Rudern, und wir setzen oft über zu einer bewaldeten Insel, die auf rätselhafte Art wandert: sie ist nicht im Boden des Sees verankert, sondern bewegt sich unendlich langsam mit den Strömungen und Gegenströmungen. Ihre Bewegungen sind nur von Jahr zu Jahr auszumachen. Manchmal wandert sie in der Seenkette weiter und ist aus dem Rälängen verschwunden, wenn wir kommen. Die Leere, die sie hinterläßt, ist erschreckend.

Diese Ferien verschmelzen in der Erinnerung zu einem einzigen, leuchtenden Sommer. Mit der Zeit werden diese Reisen seltener, ich fahre ohne die Eltern in andere Himmelsrichtungen. Das große Tier Schweden hält seinen Winterschlaf. Ich schreibe für die Schülerzeitschrift einen schwärmerisch-verklärenden Aufsatz über Stockholm, „das Venedig des Nordens“. Im Traum wird die Stadt regelmäßig vom Meer überschwemmt. Nur noch selten spreche ich Schwedisch mit meiner Mutter. Aber das Kindheitsland ist immer gegenwärtig als der verborgene Winkel, in den ich mich zurückziehen kann, das Besondere, das mich schützt. Mein Geheimnis, das ist die schmale Waldlichtung, die wandernde Insel, die dunkle Braut.

Ich lese die schwedischen Bücher, die mir Tant Eva jetzt statt der Marzipantorten schickt, und manchmal wird die Schneedecke hochgewirbelt und gibt den Blick frei, etwa durch einen Vers von Edith Södergran, der Bahnbrecherin der modernen skandinavischen Lyrik: „Jag längtar till landet som icke är / ty allt som är, är jag trött att begära.“ – „Ich sehne mich nach dem Lande Nirgendwo, / denn alles, was ist, bin ich leid zu begehren.“

Die in der Kindheit gelernten Wörter wachsen zusammen und breiten sich unterirdisch aus wie das Myzel eines Pilzes. Meine erste Sprache, die von der Mutter eingepflanzte, durchzieht mein Bewußtsein wie ein verborgenes Geflecht. Durch das Lesen vermehrt sich der Wortschatz von selbst, aber ich benutze ihn selten aktiv. Nach meinem Berufsziel gefragt, sage ich nie: Übersetzerin. Schwedisch und Deutsch sind für mich zwei Kontinente, Muttersprache und Vaterland.

Ich mache eine Ausbildung als Journalistin, arbeite für eine Tageszeitung, der intensive Umgang mit der deutschen Sprache drängt das Schwedische völlig zurück. Bis mich irgendwann ein Verlagslektor bittet, ihm aus der Patsche zu helfen und ein Vorwort für ein Strindberg-Bändchen zu übersetzen, weil jemand

plötzlich ausgefallen ist. Bei dieser Arbeit spüre ich, wie etwas in mir zur Ruhe kommt: zwei Widersacher hören auf, in meinem Kopf zu streiten, zwei Bilder schieben sich übereinander und werden eins, ich bin total konzentriert und ganz bei mir.

„The Go-between“ heißt ein Film von Joseph Losey, in dem ein kleiner Junge Briefe zwischen einem Liebespaar hin- und herträgt, ohne etwas von ihrem Inhalt zu ahnen. Er weiß allerdings, es ist eine geheime Mission, die Liebenden stammen aus verschiedenen Klassen, verschiedenen Welten. Die Aufgabe fordert ihn ganz, mit Haut und Haaren. Ich habe damals sofort begriffen, dieser Botengang zwischen zwei Welten, zwei Sprachen, ist meine Sache. Ohne Wenn und Aber. Wie die Botschaft im einzelnen zu vermitteln ist, mußte erlernt und erprobt werden, beim Studium eignete ich mir die schwedische Sprache und Literatur systematischer an, aber daß ich zu jenen Go-betweens gehöre, mit all meinen Fähigkeiten, mit allem Ach und Weh, mit Haut und Haaren, daran gab es keinen Zweifel, und dabei ist es bis heute geblieben.

Das Übersetzen ist für mich der Versuch, zwischen den auseinanderstrebenden Eisschollen hin und her zu springen. Oder diesen Kontinent, der irgendwann auseinanderbrach und verschwand, wieder zu erobern. Oder diese wandernde Insel im Rälångs-See irgendwo zu verankern, zuverlässig. Mit anderen Worten: ein unmögliches Unterfangen, eine Sisyphos-Arbeit. Oder nicht? Ziemlich früh wurde etwas beschädigt im Verhältnis des Kindes zu seiner ursprünglichen Sprache. Und nun schicke ich täglich meine Brigaden aus, um diesen Schaden zu reparieren. Wäre es möglich, diese Kluft für immer zu schließen, die Eisschollen zu verbinden und die Insel an einem festen Platz zu fixieren, wer weiß – vielleicht würde ich dann aufhören mit dem Übersetzen.

Oder gibt es noch ganz andere Anreize? Als immer nur die Erinnerung aufzusuchen an einen frühen Verlust? Beim Übersetzen gerate ich oft in einen „Zustand zwischen den Zuständen“, in dem Echos hin- und herfliegen, und ich denke, das ist der Zustand, in dem ich heimisch bin, zwischen zwei Ländern, zwei Sprachen, zwei Arten, zu denken und zu fühlen. Jede Wendung, die es gelingt zu übersetzen, ist ein Sieg über die Trennung. Das Kind und die Erwachsene arbeiten dabei einträchtig zusammen.

Als ich schon etliche Bücher übersetzt habe, bekomme ich eines Tages einen Brief aus Stockholm mit dem Absender Villagatan 3. Ich traue meinen Augen nicht, Tant Eva ist längst tot, um das Haus habe ich immer einen Bogen gemacht, wenn ich in Stockholm war. Aber das Gebäude ist mittlerweile einer Akademie vermacht, der ehrwürdigen Vitterhetsakademien, und diese lädt mich ein zu einem Symposium mit dem Thema „Att vara svensk“ – „Schwedisch sein“. Von verschiedenen Blickwinkeln her soll untersucht werden, was das spezifisch Schwedische in der Kunst und Literatur der letzten Jahrzehnte ausmacht. Einige Referenten aus Nachbarländern sind geladen. Ich soll darüber sprechen, wie die schwedische Literatur in den deutschsprachigen Ländern aufgenommen wurde.

Und so gehe ich tatsächlich die Steinstufen wieder hinauf, unter dem Stuckfirmament, auf den Spuren meiner Kindheit. Am Rednerpult fürchte ich einen Moment, aus meinem Mund könnte eine Kinderstimme kommen. Ich höre diese Stimme ganz deutlich in meinem Kopf, aber ich bin ja erwachsen! Und ich beginne meinen Vortrag damit zu sagen, daß ich hier in diesem Haus meine ersten Worte gelernt habe. Und die waren schwedisch. „Det var i det här huset jag lärde mig mina första ord. Och de var svenska.“

Verena Reichel

Wie finde ich meine Sprache?

Die Auswahl von uns Vortragenden beruht wohl auf unserer vermeintlichen biographischen oder provinziellen Ergiebigkeit – assortierte Sonderfälle zur Veranschaulichung der Randgrup-

penidiomatik. In unseren jeweiligen Fallstudien schlagen sich äußere Gegebenheiten und individuelle zufällige Entwicklung nieder und schlagen sich immer anders.

Ich selber spreche hier, anders als meine beiden Vorgängerinnen mit ihren europäischen Schicksalen, weniger als Einzelperson; ich vertrete – dies sicher im Sinn der Veranstaltung – vor allem auch den Typus des, naja, Deutsch sprechenden Schweizers. Ich habe dazu kein Mandat, würde auch keins annehmen. Das folgende Bekenntnis – Mahnmal des unbeholfenen Schweizers – ist subjektiv, aber doch nicht nur Einzelfall. Ich trete vor als einer, der berufsmäßig mit der Sprache umgeht, als Vermittler, Kommunikator, auch Übersetzer, nicht als verheimerter Schriftsteller. Ein Vorzug der im Titel vorgegebenen Ich-Perspektive ist von vornherein ihre Unanfechtbarkeit. Solange der Bekenkende nur aufrichtig ist, wird aller Widerspruch unerheblich; gegenübergestellt werden kann höchstens andere subjektive Erfahrung.

Es fällt mir schwer, und schwer ist das richtige Wort, mich mit dem im Titel implizierten Optimismus anzufreunden, der Annahme, ich hätte in der Tat, abgeschlossener Vorgang, meine Sprache gefunden. Ein Teil meiner Ausführungen befaßt sich genau mit dem Warum Nicht. Ich bin auch nicht so sicher, ob wir ganz allgemein je unsere Sprache finden, so wie Kolumbus Amerika (wo er sich erst noch getäuscht hat). Ist es nicht eher so, daß unversehens eine Sprache uns findet und dann unsere wird, oder daß eher wir uns in einem nie ganz bewußten Augenblick in einer Sprache (einem Bündel von Sprachen) finden? Dann erst kann meinetwegen die individuelle Suche losgehen. Ich weiß nicht, wie ich meine Sprache gefunden habe, will aber darüber berichten, wie ich mich in *meiner Sprache* befinde. Sprache ist zunächst ein Teil des Schicksals, an das man dann natürlich, auf eigene Gefahr, selber noch Hand legen kann.

Der Deutschschweizer nun findet sich von allem Anfang an und fast ausschließlich in einem Dialekt. Der Schweizer Mund hat viele Arten. Wir alle wissen, daß es ein „Schweizerdeutsch“ nicht gibt, lediglich eine Anzahl von lokalen Dialekten: Bern-, Aargauer-, Zürichdeutsch mit allen regionalen Schattierungen. Unter uns unterhalten wir uns immer in unserer Mundart, dies auf jeder Stufe, von der Hilfsarbeiterin bis hinunter zum Bankdirektor oder Universitätsprofessor: kein gesellschaftliches Stigma haftet ihr an. Uns umgibt in den frühen Stadien sprachlicher Festigung (von besonderen Verhältnissen natürlich abgesehen) nichts anderes als der Dialekt, und erst später, meist in der Schule, wird uns das andere Deutsch mit Mühe beigebracht, vor allem passiv. Wir erfahren es als Schulfach und nennen es denn auch HOCH- oder SCHRIFTdeutsch. Es ist umständlich zu erlernen; es ist beschwerlich und doch wieder beinahe vertraut, nicht so andersartig oder neu, um zu faszinieren, kein exotisches Gebiet tut sich auf. Ein wenig unnütz und überflüssig, so sieht es aus. Hochdeutsch wird fortan geschrieben und bei bestimmten Anlässen, so auch im Unterricht, zum mündlichen Gebrauch ausgepackt, wenn's denn unbedingt sein muß. Es ist demnach mit bestimmten Rollen, öffentlichen Rollen, verbunden, eine andere Tonlage, nie ganz bequem. Hochdeutsch hat für uns etwas von einem Fest- und Sonntagskleid mit engem, steifem Kragen; der Stoff kratzt. Es ist uns nie richtig wohl darin. Dieses Unbehagen beim *mündlichen* Ausdruck ist allgegenwärtig und hat ein paar psychische Folgen.

Der Schweizer ist die Person, die sich in der Öffentlichkeit lebenslang in zwei eng verwandten Sprachen unbeholfen ausdrückt. Mündliche Fertigkeit kommt kaum vor, wäre kein Vorbild, es geht auch ohne. Etwa in der Politik, wo prägnante, gar witzige Äußerungen vom Gesetz nicht verboten sind, aber weder auftreten noch erwartet werden (schlimmstenfalls treffen wir auf eingetübte Phrasenhaftigkeit, wie sonst überall auch). Warum des (Deutsch-)Schweizers sprachliche Unbeholfenheit nun selbst hemmend auf den eigenen Dialekt übergreift, wäre eine andere Frage, die ich hier nicht beantworten würde, selbst wenn ich's vermöchte (Einblicke in die Volksseele würden dabei aufgetan). Wer mir nun nicht glaubt oder alles für Übertreibung hält und Beweise verlangt, drehe sich nur das Schweizer Fern-

sehen an und höre Parlaments- oder Sportberichte oder wende sich einer beliebigen Diskussion zu, ob sie sich nun in gequälter Mundart abspielt oder in sperrigem Schriftdeutsch. Kennzeichen ist zähe Umständlichkeit und abendfüllende Langeweile. Es gibt bestimmt Ausnahmen, und ich weiß von Leuten, die mir sicher davon berichten würden.

Nur eine Illustration. Ich erinnere mich an eine Übertragung von Skirennen vor Jahren, wo wieder einmal ein Österreicher und ein Schweizer vorneweg fuhren und dadurch zum obligaten Interview antraten. Der Österreicher konnte weiterhin seinen Dialekt verwenden, das war nicht erhebend, aber doch schmerzlos (zu sagen hatten die beiden ohnehin nichts, es war ja ein Interview). Der Schweizer Champion jedoch mußte auf Hochdeutsch umschalten, er tat das beherzt, und so hörte es sich denn auch an. Wäre er – ein eleganter, stilvoller, formvollendeter Abfahrer – so gut auf seinen Skiern geglitten, wie er gesprochen hat, hätte er es nie über seine heimatliche Wiese hinausgebracht. Natürlich muß er kein Redner sein, bezeichnend ist nur, daß ich mir im weiten Rund all derer, die sich vor ein Mikrophon begeben, keinen vorstellen könnte, der sich auch nur leidlich ausdrückt und ohne Pein anzuhören wäre. Ja, meine Damen und Herren Übersetzer, ich kann die Lage nicht besser veranschaulichen als mit der Eröffnung, daß all die bundesdeutschen Fernsehredner, die Ihnen aus Politik, Information, Sport oder Unterhaltung so sehr auf den Wecker gehen, bei uns in der Schweiz geradezu *brillant* wirken.

Nicht daß es bald besser würde. Im Gegenteil, die Tendenz ist eindeutig weg von der Hochsprache und hin zum Dialekt, der seinerseits auch immer mehr zu einem *Koine*-Brei verkommt. Die vielen Radios machen ihre Ansagen fast nur im zutraulichen Dialekt; selbst im Unterricht nimmt er überhand, Berichten zufolge sogar an Hochschulen. Solcherlei zunehmende Selbstprovinzialisierung mag Ausdrucksschwellen abbauen, hat gleichwohl nicht nur ihr Gutes und ist schon deshalb recht seltsam, weil wir Schweizer doch sonst im Erlernen von Fremdsprachen gar nicht so schlecht dran sind. Nur nicht bei unserer Schriftsprache. Vielleicht haben einige von Ihnen in unserem Land die Erfahrung gemacht, daß ein Einheimischer, wenn Sie ihn nicht auf Anhieb verstehen, beim zweiten Ansatz einfach seine Mundartversion mit erhöhter Lautstärke wiederholt – und mit vorwurfsvollem Unterton.

Mir geht es um das sprachliche Unbehagen, ein von mir selber sehr stark empfundenes Unterlegenheitsgefühl. Ein Dilemma ist, daß ein Schweizer beim Deutschsprechen entweder provinziell klingt oder, wenn er anders könnte oder wollte, affektiert wirken würde. Affektiert und arrogant wirkt die hochdeutsche Sprache auf uns: so reagieren wir recht allergisch auf das inkarnierte, aber hörbare Klischee des geschliffenen, lauten, selbstsicheren Berliners oder Hamburgers: der wirkt immer überheblich.

Wir sprechen in Helvetismen (wie könnten wir anders?) und merken es meistens nicht. Es schadet kaum, daß man uns anhört, woher wir kommen, es wäre halt nur schön, wenn man willentlich auch anders könnte. Ich möchte allenfalls meine heimatliche Tracht nach eigenem Belieben anziehen, dann, wenn es mir paßt, und kann sie doch nie ablegen. Da hielt ich einmal einen wissenschaftlichen, gebildeten Vortrag im anglistischen Seminar in Düsseldorf, in meinem besten Anzug; nachher fragte mich eine amerikanische Diplomatin, ob das nun Schweizerdeutsch gewesen wäre. Sie meinte es gut und hatte offenbar nur Folklore wahrgenommen.

Wie jede Sprache eignet sich der Dialekt für vieles besser, für alles Vertraute, was sich in Familie und engerem Kreis abspielt, das Familiäre. (Alle Katzen auf der Welt verstehen Zürichdeutsch.) Weniger allerdings eignen sich Mundarten für allzu Gedankliches, Abstraktes, Wissenschaftliches; dafür wurden sie nicht geschaffen. Das Schweizerische hat z.B. nur ein Relativpronomen, „wo“, bei komplizierten Verhältnissen kommt man damit nicht gut zurecht. (Andererseits haben wir in der Schweiz eine Vielzahl von lebendigen Konjunktivformen und entsprechend viele Varianten.) Eine Folge des Zustands ist eine gegen-

seitige Nivellierung und Abflachung von Dialekt und Schriftsprache: die Mundart muß stehende Formulierungen übernehmen, die ihr so wenig liegen, wie McDonalds Fast Food in die Alpen paßt; die Hochsprache wiederum leidet an dialektaler Schwerfälligkeit. Parlamentarier etwa übersetzen ihre vorgeschriebenen Formeln einfach wörtlich in gutturale Hemdsärmlichkeit.

Das alles heißt für den Schweizer mit Freude an der deutschen Sprache, die auf Sichtweite seine eigene ist, daß er im täglichen Umgang keine Gelegenheit hat, sich darin zu üben. Training findet nicht statt. Wie ich zu meiner Umgebung spreche, nützt mir außerhalb der Landesgrenze fast gar nichts. Aktive Kommunikation ist erschwert, man stottert, so scheint es, unter seinem Niveau (oder glaubt, eins zu haben, wenn nur die Erbprägung nicht wäre). Der Graben kann sehr tief sein; ich muß mir einen Ruck geben, ein Register anwenden, das mir sehr beschränkt und künstlich zur Verfügung steht. Beim Schreiben geht das alles natürlich viel besser vonstatten als beim improvisierten Drauflosreden. Eine konkrete Folge aber ist, daß der Schweizer Übersetzer in der Regel mit den Dialogen Mühe hat, mit der zeitgemäßen Umgangssprache, bei der wir uns dann allenfalls mit dem Jargon des Fernsehkrimis behelfen. Der Übersetzer aus der Schweiz teilt mit dem aus Österreich oder Bayern noch das Ungleichgewicht der herrschenden Toleranz: regionale Eigenheiten aus dem Norden, wo die Sprachmaßgeblichkeit zuhause ist, werden in Verlagen, bei Lektoren und sinnverwandten Übeltätern eher hingenommen als Fremdkörper aus dem Süden. Für österreichische Übersetzer ist dieser Tatbestand so sehr verinnerlicht worden, daß sie in resignierter Selbstverleugnung einheimisches Handwerk gar nicht erst in Umlauf bringen.

Nun gebe ich hier, ganz im Sinn des verlangten Bekenntnisses, meine eigene subjektive Befangenheit wieder – aber nicht nur meine persönliche (Umfragen haben dies bestätigt). Die eigene Unvollkommenheit erscheint mir/uns wohl größer als den anderen draußen, die uns das Kolorit in der Tat auch gar nicht übelnehmen. Schon lange gibt es ja landläufig (und linguistisch) unter Sprachen und Aussprachen keine Rangordnungen mehr; alle sind gleichberechtigt (obschon man mit einigen weiter kommt als mit andern), und keine sollte aussterben müssen. So begegnet man denn im allgemeinen dem Helvetolekt mit aufrichtigem oder amüsiertem Wohlwollen. Man findet das, was unsere Zunge anstellt und unser Hirn formuliert, manchmal recht putzig. Unsere Helvetismen beleben möglicherweise eine sonst großflächige Phrasenlandschaft. Zudem scheint sich unser Sprachklang anmutig von deutschen Lauten abzuheben, alles willkommene Abwechslung, nur zu unserem Vorteil. Die leicht erkennbare Herkunft entschuldigt manche Schwerfälligkeit als urwüchsigen Charme. Es läßt sich damit, wie Emil, der Komiker aus Luzern zeigt, eine verdienstvolle Karriere aufbauen. Aber mitunter möchte man gar nicht putzig sein und nicht schon bei der ersten Silbe auf- oder abfallen müssen. So ist mein Handicap von dem meiner zwei Vorgängerinnen entgegengesetzt: ihnen machen Alternativen zu schaffen, zu viele Sprachen aufs mal – ich habe nur diese einzige, aus der ich nie ganz ausbrechen kann. (In dieser Not habe ich mich eben ein wenig ins Englische geflüchtet.)

Nun hat alles mindestens seine zwei Seiten. Klagen fällt uns immer leichter, doch jetzt ist das Positive dran. Einen Vorteil haben die kleinen europäischen Länder. Wer dort aufwächst, weiß, daß es fremde Sprachen überhaupt gibt, eine nützliche Erkenntnis. Die großen Nationen erringen sie oft erst langsam und notgedrungen, marktlückenweise. In Dänemark, den Niederlanden oder der Schweiz kann man nicht weit reisen, ohne auf andere Laute und Buchstabenfolgen zu stoßen. Ein fahrender Schweizer oder Däne, mit anderen Worten, muß fremdsprachlich zulegen, um anderswo zurechtzukommen. Ein Texaner nicht unbedingt.

Wer beim Stichwort Schweiz gleich an Steuerparadies oder Geldwäsche denkt, sollte uns zugutehalten, daß wir in der Schweiz die Filme NICHT SYNCHRONISIEREN. (Langanhaltender Beifall.)

Wo gewandte, knappe, sogar elegante Ausdrucksweise in der Natur nicht vorkommt, wird sie auch suspekt. (Vielleicht verhält es sich auch, wie das Ei zum Huhn sagte, gerade umgekehrt.) So besteht denn ein nicht ungesundes Mißtrauen gegenüber der geschliffenen Rede, der ein Odium bloßer Rhetorik anhaftet, und es ist nicht nur ein Nachteil und eine stilistische Zumutung, daß die Schweiz uns die Spielart des Politikers mit glatter, ölig wohlgeformter Rede (mit einer einzigen Ausnahme) erspart hat. Holprig bodenständig ist vielleicht nicht schön, aber ehrlich. Und schließlich kann jede Beschränkung oder Not, auch die sprachliche, zur künstlerischen Tugend werden. Des einen Hemmschuh ist des andern Adidas (oder Puma). Schriftsteller wie Friedrich Dürrenmatt gehen einen andern Weg, nicht der Anpassung oder Nachahmung. Sie kehren gerade das mit Selbstvertrauen hervor, was ich schamhaft verbergen will. Sie setzen ihre Schweizer Eigenart als Stilmittel und Markenzeichen ein. Einer von ihnen, Peter Bichsel, war schon einmal als Übersetzer treffender Autor in Bergnustadt und hat diesen Übersetzern und allen Zuhörern ungewollt veranschaulicht, welche Nuancen und Feinheiten das helvetische Idiom – und nur es – wiederzugeben imstande ist. Da gucken dann mit einmal die aus dem Norden ganz dumm aus ihrer Einheitswäsche. Weiter wäre auch noch Robert Walser zu nennen und all die andern, die dem heimischen Idiom einzigartige Töne und Brechungen entlocken.

Schön und gut, aber die alle entlasten und befreien mich nicht, wenn ich mich aus meinen nicht-schöpferischen Niederungen aufs Hochdeutsche hinaufhieven und ohne Abstriche kommunizieren will. Da bin ich sprachlich noch immer auf der Suche. Das mußte einmal gesagt sein.

Fritz Senn

Der Helmut-M.-Braem-Preis 1988

ging an WILFRIED BÖHRINGER für seine Übersetzung des Romans „Drei traurige Tiger“ von Guillermo Cabrera Infante

Aus der Laudatio von Walter Boehlich:

... Einerseits sind wir Lohnabhängige, die den Preis ihrer Arbeit nicht selbst bestimmen können, andererseits werden wir vom Fiskus als selbständige Unternehmer behandelt und sind von festen Gebühren ebensoweit entfernt wie von der Möglichkeit, unsere Sätze mit drei, vier oder fünf zu multiplizieren, wenn wir uns besonders hoch einschätzen oder unsere Aufgabe besonders schwer oder langwierig war. Wir müssen nehmen, was wir kriegen, und können, obgleich wir eine Ware verkaufen, die Bedingungen des Verkaufs nicht selbst festlegen.

Es heißt, wir seien organisiert, ja, wir haben sogar eine Gewerkschaft, eine Gewerkschaft, die uns auslachen würde, wenn wir auf den Gedanken kämen, zu streiken wie andere auch, um uns bessere Bedingungen zu schaffen. Zwar sind unsere Bedingungen auch ohne Streik ein wenig besser geworden, aber ein freiwilliges oder halbfreiwilliges Zugeständnis ist etwas ganz anderes als ein Recht, ein erkämpftes Recht. Auf dem Papier können wir fordern, was wir wollen; solange die andere Seite nicht bereit ist, sich so zu organisieren, daß wir Tarifverträge mit ihr schließen könnten, wird alles bleiben, wie es ist. Da hilft uns auch unsere Gewerkschaft nichts, und schon gar nicht eine, die keine Streikkasse hat, für uns.

Trotzdem, es gibt uns, und wir haben keinen Anlaß, uns zu verstecken, auch wenn wir ziemlich versteckt leben. Wie, wenn es uns nicht gäbe? ... Vorstellen könnte man sich einen solchen Zustand schon, aber welche Folgen hätte er gehabt, wenn er von

Beginn an bestanden hätte. Wir konnten keine Bibel und wir konnten auch „Tausendundeine Nacht“ nicht. Hieronimus, unser Schutzpatron, hätte nicht nach Bethlehem zu gehen brauchen, wir besäßen keine Vulgata, Luther hätte sein Tintenfaß nicht an die Wand zu schmeißen brauchen, wir hätten keine Heilige Schrift, keine King-James-Version, keine spanische Bibel von Cypriano de Valera – und damit auch keine „Pepita Jimenez“ –; es wäre trostlos, denn wir hätten weniger Sprache, eigene wie fremde. Wie ausdrucksvoll das Latein des Hieronimus oder das Deutsch Luthers immer sein mögen, keine ihrer eigenen Schriften verrät den Glanz ihrer Übersetzung, und das, weil sie nicht fähig gewesen wären, die Geschichten und Tropen der Bibel zu erfinden.

Das Alte Testament gehörte allein den wenigen, die Hebräisch könnten, das Neue den wenigen Graekophonen, es hätte keine Mission gegeben, keine Glaubenskriege, nicht die entsetzlichen Verwüstungen, die das Christentum überall in der Welt verursacht hat, die Indios würden Amerika bewohnen, wenn sie einander nicht selbst ausgerottet hätten, aber es gäbe auch die Kultur nicht und den Kulturbegriff nicht, ohne den wir uns schlecht denken können und der ohne Übersetzer ganz und gar nicht denkbar wäre. Vorstellen, wie gesagt, kann man sich die Welt ohne Übersetzer, eine inselhaftige Welt getrennter, von wenigen überschrittenen Teilkulturen und unendlich viel ärmer als die schlechte, in der wir leben.

Wilfried Böhringer sagte unter anderem:

... In diesem Kreis hieße es allerdings Eulen nach Athen tragen, würde ich all die bekannten und berechtigten Forderungen unserer Zunft noch einmal auflisten. Trotzdem will ich, da ich nun einmal Gelegenheit habe, sozusagen vom Katheder aus zu sprechen, wenigstens die Hoffnung äußern, bei den Verlegern möge sich langsam aber stetig die Erkenntnis durchsetzen, daß die Überarbeitung einer in Zeit- und Geldnot entstandenen oder allein nach dem Kriterium der geringsten Forderung vergebenen Übersetzung in der Regel erheblich teurer wird, als ein von vornherein einkalkuliertes, angemessenes Honorar.

Dabei muß ich aber fairerweise sagen, daß ich für die Übersetzung, deretwegen ich jetzt hier stehe, gemessen an den üblichen Durchschnittshonoraren durchaus großzügig entlohnt worden bin. Es gehört zu meinen Manien, bei jedem Auftrag die aufgewendete Zeit festzuhalten, um dann am Ende meinen Stundenlohn auszurechnen. Es interessiert mich, ob ich mit dem Übersetzen an den Lohn meines Vaters herankomme, der Hilfsarbeiter in der Druckerei eines Großverlags war. Wenn ich nun bei den „Tigern“ dem Honorar noch die Preissumme zuschlage – was natürlich keine ganz legitime Rechnung ist –, dann komme ich auf den in unserem Metier geradezu fürstlichen Stundenlohn von DM 20,-; brutto, versteht sich. Ich sage das ohne jede Ironie, denn Sie alle wissen – auch die anwesenden Lektoren –, daß dies, wenn man sich nicht selbst in die Tasche lügt, mit literarischen Übersetzungen normalerweise nicht zu verdienen ist ...

Wer war's?

Auflösung aus ÜBERSETZER 9-10/1987: Hinter den würdigen Gratulanten zum 20. Esslinger Gespräch verbargen sich Klaus Birkenhauer (Hieronimus), Holger Fliessbach (Luther), Otto Bayer (Shakespeare), Irmela Brender (Wieland) und Helga Pfetsch (Voß).

Hätten Sie's gewußt?

DER ÜBERSETZER erscheint zweimonatlich. Einzelpreis DM 3,- zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VDÜ) und Bundessparte Übersetzer der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier. Verlag Druck und Papier. Verantwortlich: Klaus Birkenhauer, Soatspad 18, 4172 Straelen 1. Redaktion: Rosemarie Tietze, Implerstraße 28, 8000 München 70; Holger Fliessbach, Rieperding Straße 11, 8018 Grafting bei München. Herstellung: Lothar Letsche. Postgirokonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68-704 (Bankleitzahl 600 100 70). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. – Druck: W. E. Weinmann Druckerei GmbH, 7024 Filderstadt (Bonlanden). 2/90